A black and white portrait of Peter Handke, looking directly at the camera with a serious expression. He has long, wavy hair and a mustache. The background is dark.

LITERATUR
NOBELPREIS
Peter Handke
2019

PANTHEON

Malte Herwig
**Meister der
Dämmerung**
Peter Handke
Eine Biographie

Aktualisierte und erweiterte Ausgabe

Malte Herwig

Meister der Dämmerung

Peter Handke

Eine Biographie

Pantheon

Die Zitate aus den Büchern von Peter Handke entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags den dort erschienenen und im Siglenverzeichnis aufgeführten Werken.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

FÜR MARKUS DU WIRST BLEIBEN

Aktualisierte und erweiterte Ausgabe 2020

Copyright © 2011 by Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2012/2020 by Pantheon Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Typografie und Satz: Brigitte Müller

ISBN 978-3-641-05205-8

V005

www.pantheon-verlag.de

»He 's the white devil.«

»Yeah, I 'm the white devil.«

Clint Eastwood, *Gran Torino*

**»Der Teufel steckt in mir,
tausend Teufel stecken in mir.«**

Immer noch Sturm

Vorwort

Alles ist Verwandlung. Wer die Biographie eines Künstlers schreibt, noch dazu eines lebenden, sollte sich eine Neugier auf die Metamorphosen bewahren, die zwischen Kunst und Welt hin- und herführen. Er darf die literarischen Masken nicht weniger ernst nehmen als die Gesichter seiner Gesprächspartner – die sich ja wiederum als Masken entpuppen können.

Natürlich gibt es die üblichen Daten, die aktenkundig geworden sind. Aber ein Lebenslauf ist noch keine Biographie, so wie ein Baugerüst kein Haus und ein Skelett kein Mensch aus Fleisch und Blut ist.

»Wenn ich nachdenke, was ich bisher in meinem Dasein erlebt habe«, schreibt Handke in seinem Roman *Mein Jahr in der Niemandsbucht*, »dann war das weder der Krieg in der Kindheit, noch die Flucht aus dem Russendeutschland heim nach Österreich, noch das jugendlange Eingesperrtsein ins Internat, noch, nach den vielen Fiebrigkeiten, jene erste ruhige Zeile, bei der ich wußte, ich war nun auf dem Weg, noch das Zusammensein mit einer Frau oder meinem Kind, sondern allein jene Verwandlung.«

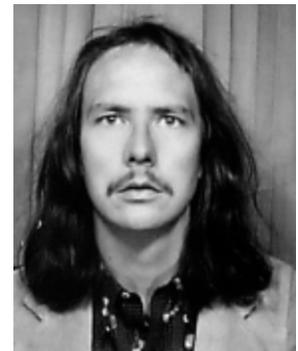
Es gibt wenige Autoren, die ihr Leben so radikal nach ihrer Berufung ausgerichtet haben wie Peter Handke. Ein Schriftsteller formt nicht nur ein Werk, er wird auch von ihm geformt, so wie ein Gesetz zwar nicht den Naturzustand einer Gesellschaft beschreibt, aber dennoch ihre Geschicke beeinflußt. Peter Handke hat seiner als chaotisch und

unsicher empfundenen Existenz schon früh ein Gesetz gegeben, indem er zu schreiben anfang.



Wenn er jemals seine Autobiographie schreiben würde, erzählte Handke mir einmal, dann würde er sie *Betrachtungen meiner Irrtümer* nennen. Nicht falsche Bescheidenheit oder Koketterie verbirgt sich hinter diesem Titel, sondern der Wunsch nach Selbsterkenntnis – vielleicht der stärkste Antrieb zum Schreiben überhaupt. So darf sich auch der Biograph nicht davon leiten lassen, was angenehm, vorteilhaft oder wünschenswert an seiner Geschichte sein kann. Sondern er muß vorurteilslos lesen und recherchieren. Was auf den folgenden Seiten steht, ist folglich nichts als die Wahrheit.

Die Aufgabe des Biographen ist es, das Leben in seinen Höhen und Tiefen zu zeigen und den Verwandlungen nachzuspüren. Vollständig und abschließend kann so ein Werk im Leben nie werden und muß es auch nicht. Aber der Biograph sollte etwas Wesentlichem auf der Spur sein. Seine Neugier muß dem Menschen mit Haut und Haaren gelten, dem »full man«, wie ein englischer Autor einmal schrieb. Ein Urteil fällen können dann andere.

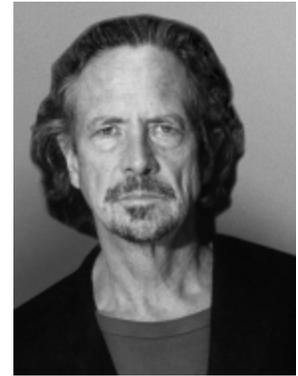


Peter Handke hat diese Voraussetzung sofort akzeptiert, als ich ihm von meinem Plan erzählte, ein Buch über ihn zu schreiben. Handke hat mir mehrere Jahre lang immer wieder Zugang zu Briefen, Familiendokumenten, seinen Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen gewährt und war zu zahlreichen Gesprächen bereit. Er hat mir den



Kontakt zu seinen Freunden ermöglicht und den zu seinen Gegnern akzeptiert. Von gelegentlichen Nachfragen abgesehen (»Haben Sie immer noch nicht aufgegeben?« – »Geht Ihnen das Geld nicht aus?«), hat er nie versucht, auf den Fortgang des Projekts Einfluß zu nehmen.

Wer über einen lebenden Künstler schreibt, hat vor allem eine Pflicht: nah dran zu sein – als genauer Leser wie als Beobachter und Befrager. Gleichzeitig gilt es, Distanz zu wahren. Man darf nicht eingreifen ins Geschehen und sich auch nicht gemein machen mit den Beteiligten. Doch ohne Sympathie wäre der Stoff des Biographen schon zu Lebzeiten tot.



»Natürlich will ein Künstler nicht bewundert, sondern in treusorgender Ironie betrachtet werden«, hat Peter Handke in den *Phantasien der Wiederholung* geschrieben. Daran habe ich mich gehalten.

M. H.

Hamburg, im Juli 2010

Vorwort zur aktualisierten Neuauflage

**»Bei allem Guten wie auch Bösen, das mir widerfährt, denke ich: ›Das kann nur mir passieren‹ – ›Wieso?‹ – ›Keine Frage!‹«
Ein Selbstgespräch, am 10. Oktober 2020 von Handke im Tagebuch notiert.**

Als diese Biographie vor zehn Jahren erschien, war kaum abzusehen, dass ihm eines Tages auch der Nobelpreis »widerfahren« würde – und welches Wort wäre zutreffender angesichts der darauf folgenden Debatte? Handke hat auch sie akzeptiert. Wenige Tage nach der Rückkehr aus Stockholm schrieb er mir: »So, und vielem zum Trotz: Es war eine schöne, auch schön einschneidende Zeit.«¹

Gibt es einen anderen zeitgenössischen Schriftsteller, der so herrlich abweisend ist gegenüber all den Ansprüchen, die Literaturbetrieb und Gesellschaft an Künstler stellen wollen? Gibt es einen freieren Künstler als Handke?

Es war diese Radikalität, die mich von Anfang an faszinierte und die, in den Worten eines österreichischen Rezensenten, aus der Biographie einen »Abenteuerroman« vom Innenleben des Dichters werden ließ.

Seine Unabhängigkeit hat ihn oft einsam gemacht. Er kann unleidlich, ungerecht und unausstehlich sein – aber auch fürsorglich und einfühlsam gegenüber Mitmenschen (und zwar gerade denen, auf die sonst niemand achtet).

Es ist kein Wunder, wenn der Mensch und Künstler Handke die Gemüter spaltet. Manche meinen sogar, die Welt in »Handke-Jünger« und »Handke-Gegner« einteilen und sich

zur letzten Entscheidungsschlacht in Stellung bringen zu müssen.

Mein Ziel war es von Anfang an, den ganzen Handke zu zeigen mit Höhen und Tiefen und das Urteil den Leserinnen und Lesern dieser Biographie zu überlassen. Ich wollte auch keine Studie über Handkes Werk schreiben, sondern über sein Wirken, also den Zusammenhang von Leben und Schreiben.

»Und weil ich erkannt habe«, erklärte Handke 1972, »daß ich selber mich durch die Literatur ändern konnte, daß ich durch die Literatur erst bewußter leben konnte, bin ich auch überzeugt, durch meine Literatur andere ändern zu können.«² Das ist kein missionarischer Eifer, das ist ein Angebot.

Wer in Handkes Büchern nur langatmige Naturbetrachtungen und esoterische Selbstbespiegelung vermutet, weiß noch nichts vom Reiz eines anderen Lesens. Ein Plot ist leicht zu haben, manche Autoren planen ihre Romanhandlung heute mit Excel-Tabellen. Handke dagegen erlebt das Schreiben noch, und seine Texte haben die Fähigkeit, die Lesenden zu beleben.

Was Handke bietet, könnte aktueller nicht sein. Alle reden heute von Achtsamkeit, Meditation und Entschleunigung (aber schnell!). Dabei braucht es gar nicht viel – und schon gar keinen Kulturpessimismus – um auch in dieser chaotischen, fremd scheinenden Welt wieder zu sich zu kommen.

Handke zeigt den Weg: Geht. Schaut. Lest.

M. H.

Hamburg, im April 2020

KAPITEL 1 KRIEG

»He not busy being born is busy dying.«

BOB DYLAN

Vorspiel im Gasthaus

Klagenfurt, im Frühling 1942. Die junge Maria Siutz genießt das Stadtleben. Für sie bedeutet es die große Freiheit: Tagsüber die Arbeit in einem Hotel. Danach tanzen, sich unterhalten, lustig sein bis in die späten Nachtstunden.

Seit drei Jahren tobt der Krieg, aber hier merkt man nicht viel davon. Die Hakenkreuzfahnen spiegeln sich im Wörthersee, die Führerstimme im Volksempfänger hat noch etwas Beruhigendes, und an Wochenenden herrscht wogendes Gedränge auf dem Adolf-Hitler-Platz.

Maria geht auf in der neuen Volksgemeinschaft. Sie hat nie verstanden, warum der Vater und die Brüder so stolz sind auf ihre slowenischen Vorfahren. Heimatlose Tagelöhner, Knechte, Wanderarbeiter – eine schöne Ahnengalerie ist das! Nein, sie mußte raus aus dem kleinen Grenzdorf Griffen, wo sie sich bei der Landarbeit die Hände wund scheuerte und keine Zukunft hatte.

Die Zukunft gehört den Deutschen, das hat sie immer wieder gehört seit 1938. Ganz Kärnten ist deutsch. Sogar an den Bauernhäusern hängen Spruchbänder mit der Aufschrift »Ein Volk, ein Reich, ein Führer«. In den Stuben mahnen

Plakate: »Der Kärntner spricht Deutsch.«¹ Slowenisch, die Sprache von Marias Vorfahren, ist seit dem »Anschluß« Österreichs an Hitlerdeutschland verboten.

An diesem Frühlingsabend hätte Maria ohnehin nicht slowenisch gesprochen. Sie hat sich fein herausgeputzt und ist ein bißchen aufgeregt, als sie in die Paradeisergasse einbiegt und das Hotel Tigerwirt betritt. Der alte Gasthof ist ein beliebter Treffpunkt der gehobenen Klagenfurter Gesellschaft. Hier sitzen Stadtverordnete und Wehrmachtsoffiziere, Geschäftsleute und Liebespaare. Auch die Hauptfunktionäre des Kärntner Heimatdienstes sind hier nach 1918 zusammengekommen, um den »Abwehrkampf« gegen den neu entstandenen Staat der Jugoslawen zu organisieren.

Maria hat keine Berührungsängste. Und kaum öffnet sie die Tür zur Gaststube, springt einer der dort Sitzenden schon auf: der deutsche Wehrmachtssoldat, der ihr immer so schöne Komplimente macht. Erich Schönemann ist kleiner als sie, fast kahlköpfig, dreizehn Jahre älter – und verheiratet.

Es gäbe viele Gründe für die zweiundzwanzigjährige Maria Siutz, auf dem Absatz kehrzumachen und in das Leben zurückzukehren, das ihr bestimmt zu sein scheint. Ein archaisches Leben, in dem Achtung vor den »vollendeten Tatsachen«² herrscht: vor Geburt, Heirat, Schwangerschaft, Dorfleben und Tod. Dahinter keine Welt.

Was für ein Gegensatz tut sich auf, wenn sie die Familie auf dem Dorf besucht. Neben der städtisch-elegant gekleideten Maria sieht die ältere Schwester fast wie eine Schweinemagd aus – und schimpft auch so: »Während ich im Stroh hinter dem Ziegenstall übernachtete, kugelst du mit dem

reichsdeutschen Ziegenbock im Tigerwirt durchs Doppelbett.« Bereitet es Maria kein schlechtes Gewissen, die Nächte mit einem deutschen Soldaten zu verbringen, während die Sippe daheim auf dem winzigen Hof schuftet?

Nein, sie will sich von niemandem mehr etwas sagen lassen. Nur noch von ihm, dem Heißgeliebten. Erich Schönemann gibt sich weltmännisch; der fesche Offizier stellt etwas dar, ist Zahlmeister der Kompanie. Wenn sie die Kartoffeln mit dem Messer zerschneidet, rügt er ihren Mangel an Etikette. Im Frieden – wie lang ist das her – war er Sparkassenangestellter. Im Krieg hat er bisher Glück gehabt, nur einmal ist er im Lazarett gelandet – wegen Hämorrhoiden.³

Sie machen gemeinsam Ausflüge in die Umgebung, er schenkt ihr Parfüm und ein charmantes Lächeln. Daheim in Norddeutschland wartet die Ehefrau mit dem neugeborenen Kind. Ist Maria sich nicht bewußt, worauf sie sich einläßt?

Die Nächte im Tigerwirt bleiben nicht ohne Folgen. Noch bevor Erich Schönemann sich an die heimatliche Ehefront verabschiedet, stellt Maria fest, daß sie von ihm schwanger ist.

Welch Grazie! Welch Hoheit!

Ein Schrei gellt durch die niedrige, dürftige Stube. Ganz und gar nicht der Schrei eines Neugeborenen, sondern einer, der wie aus dem Innern eines Grabes schallt.⁴ Die Landhebamme Anna Menne hält das Kind der Maria Siutz in den Händen, die vor kurzem geheiratet hat und nun offiziell Maria Handke heißt.⁵ Wütend brüllt der Knabe, als empöre es ihn, daß gerade er auf so einer Welt, in so einer Hütte geboren

wurde. Sogar von der Straße kommen die Leute herbeigelaufen, um das außergewöhnliche Kind zu bestaunen: Welch Grazie! Welch Hoheit!⁶

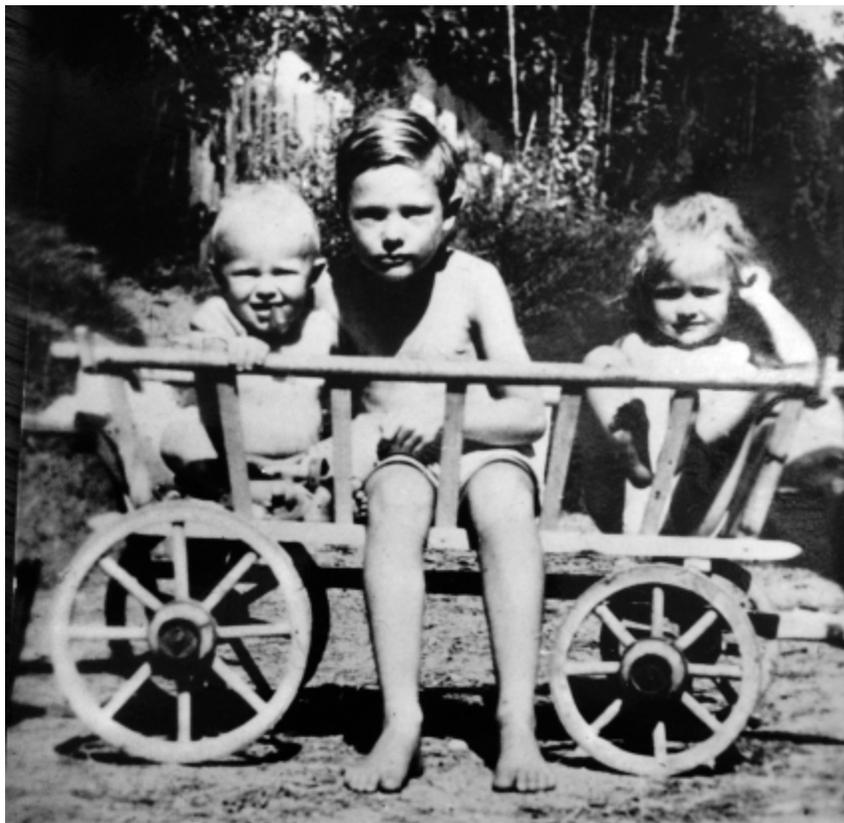
Der Sohn, den Maria am Nikolaustag 1942 um 18.45 Uhr in ihrem Elternhaus Altenmarkt Nr. 25, Marktgemeinde Griffen, auf die Welt bringt, verweigert von Anfang an die Muttermilch. Arm von Geburt, wird er durch seinen Weltekel geadelt.⁷ Aus den dunklen Augen in seinem Engels Gesicht wird das Kind finstere Blicke auf die Menschen werfen.



Peter Handke mit seiner Mutter, 1943 in Griffen

Dämonen haben seine Geburt begleitet – keine echten, sondern als Teufel verkleidete Dorf bewohner, die nach altem Brauch am Vorabend des Nikolaustags mit Gerassel und Gebrüll um die Häuser ziehen. Höllenlärm als Wiegenlied: Noch heute glaubt der Schriftsteller Peter Handke, »daß mein Grundschrecken von den Stunden vor der

Geburt herrührt, wo diese Teufel, die als Teufel verkleideten Typen, mit den Ketten und Ruten durch das Dorf gegangen sind und alles niedergemacht und gebrüllt haben«⁸. Der Nikolauskobold, der Krampus, ist »eine innere Hebamme. Innen hat er beigetragen zu meiner entsetzlichen Schreckhaftigkeit, die wiederum nix mit Angst zu tun hat. Ich bin, glaube ich, kein ängstlicher Mensch. Aber es genügt mir irgendein Geräusch.«



Peter mit seinen jüngeren Halbgeschwistern

Der Junge wird im nahe gelegenen Stift Griffen auf den Namen Peter getauft. Der im Geburtsregister als Taufpate eingetragene Onkel Gregor Siutz steht als Wehrmachtssoldat im Feld und wird durch seine Schwester Ursula vertreten. Seinen Nachnamen verdankt der Täufling dem aus Berlin

stammenden Unteroffizier Adolf Bruno Handke, den die Mutter am 4. November im Stift Griffen geheiratet hat.

Bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr wird der Junge nicht erfahren, wer sein leiblicher Vater ist. Ein einziges Mal hat sich ein fremdes Gesicht über das sechs Monate alte Kind gebeugt und es »mit seltsamen Gedanken« angesehen.⁹ Dann ist Erich Schönemann für achtzehn Jahre aus dem Leben des jungen Peter verschwunden, dem die Mutter erst spät und auf sein Drängen hin die Wahrheit erzählt.

Peter Handke: Schon dieser Name sagt etwas über die Grundspannung aus, die sich durch sein Leben und Werk zieht – über das ewige Gefühl von Unbehaustheit, das ihn zu einem Wanderer zwischen den Welten macht. Seit Generationen, berichtet der Erzähler in *Die Wiederholung* (1986), sei bei seinen slowenischen Vorfahren jeder Erstgeborene auf den Namen Gregor getauft worden.¹⁰ Das trifft auf Handkes Großvater, den 1886 geborenen Gregor Siutz, ebenso zu wie auf den 1913 geborenen ältesten Bruder seiner Mutter, den verhinderten Taufpaten. Der Junge hingegen erhält den Vornamen Peter. Wenn es Zufall ist, dann jedenfalls ein passender, daß der in eine arme Familie mit slawischen Wurzeln Geborene den gleichen Vornamen trägt wie der im Exil lebende jugoslawische König Peter II.

Und »Handke«? Peter Handkes Bücher haben diesen Namen zum Inbegriff österreichischer Literatur von Weltrang gemacht. Aber während es in ganz Österreich kaum mehr als ein Dutzend Handkes gibt, verzeichnet allein das Berliner Telefonbuch über achtzig. Bereits sein »deutscher« Nachname machte Peter Handke im Kärntner Dorf Griffen zu einem Außenseiter.

In einer Welt gezeugt, in einer anderen Welt geboren: Ein Kind des Überschwangs und der Freiheit oder eine Ausgeburt der Wollust? Schreibt der Autor von seiner Kindheit, ist oft von einem Fluch die Rede, der auf der Familie lastet.

In Handkes 2010 erschienenem Werk *Immer noch Sturm*, einem Theaterstück über seine Familie und die Kärntner Partisanen im Zweiten Weltkrieg, steht bereits die Zeugung des den Autor vertretenden Ichs unter einem Unstern. Nachdem der jüngste Bruder der Mutter im Krieg gefallen ist und sie von einem deutschen Soldaten geschwängert wurde, verflucht ihr Vater Deutschland: »Und verflucht sei der deutsche Liebeswurm in deinem Liebesbauch. Verflucht sei die Frucht deines Leibes.« Als die beiden älteren Brüder der Mutter auf Fronturlaub nach Hause kommen, beschimpfen sie das Kuckuckskind als »Winzling, Vorform des großen Feinds, des Usurpators. Familienfeind – Volksfeind. Heraus aus der Wiege – in die Hundehütte mit dem Bankert.«¹¹

Die Passage zeigt, wie der Dichter aus den ungewöhnlichen Umständen seiner Geburt Inspiration zieht. In *Immer noch Sturm* ist es der Makel der deutschen Abstammung, der das Ich unter den stolzen Slowenen in seiner Familie zum Fremdling macht. In *Die Wiederholung* erforscht der Ich-Erzähler die slowenischen Wurzeln seiner Familie, auf welche diese aber nicht stolz ist, sondern die sie mit Armut und Niedergang assoziiert.

Es ist keine Überraschung, daß sich Handke in seinen erdachten Rollen immer wieder auf die Seite der Aussätzigen und Verfemten schlägt. Die Figur des Außenseiters ist für die Literatur der Moderne grundlegend, und erst recht für das

Werk eines Autors wie Handke, der am eigenen Leib erfahren hat, was es bedeutet, Außenseiter zu sein.

Es gibt heute kaum einen anderen Schriftsteller, der sich immer wieder derart intensiv mit der Erinnerung an sich selbst, an die eigene Vergangenheit beschäftigt. Doch ist das Ergebnis alles andere als eine lyrische Nabelschau. Handkes Werke sind Bruchstücke einer großen Konfession, und die Radikalität und Schonungslosigkeit, mit der er seine Selbsterforschung betreibt, ist einmalig. Hier schreibt einer über sich, aber stellvertretend für alle, die der Welt noch nicht so abhanden gekommen sind, daß sie sich nicht einmal mehr für sich selbst interessieren.

Der Weg der Selbstverwirklichung führt durch die Sprache der Erzählung: »Durch das Schreiben gelingt es mir zu behaupten, daß ich bin, was ich einmal gewesen bin.«¹² Ja, was würde Peter Handke ohne die »Umarmung der Geschichte« machen, die ihn durch seine Erzählungen trägt? In allen seinen Werken vermischen sich stark autobiographische Elemente mit solchen, die vielleicht nicht den äußeren Tatsachen entsprechen, aber einer inneren Wirklichkeit.

Die Phantasie drängt Handke, früher Erlebtes »mit immer neuem Leben zu infizieren«. Durch das Erinnern wird die Vergangenheit nicht gebannt, sondern erst wirklich erfahren, »bewußt, benennbar, stimmhaft und spruchreif«¹³.

Kaum überraschend also, daß die Kindheit der wichtigste Erfahrungsraum ist, aus dem sich das umfangreiche Werk der Selbstbetrachtung speist. Immer und immer wieder kehrt Handke in seinen Erzählungen zu den Quellen seiner Kindheit zurück, zu Eindrücken, Erlebnissen, Gefühlen: »Ich nehme erst richtig wahr in der Wiederholung.«¹⁴ Erst durch

das Schreiben wird Handkes von Angst, Armut und Einsamkeit geprägte Kindheit und Jugendzeit zum »Entfaltungsraum für Erfahrungen, die diese Angst läutern und verwandeln«¹⁵.

Die geliebten Toten

Heimatlos kommt Handke zur Welt. Die Familie seiner Mutter ist eine »Sippe von Knechten«, Landarbeitern, Zimmerleuten – seßhaft und ortlos zugleich. Ein böser Zwiespalt. Im Erinnerungsvorrat der Familie sind sie noch gespeichert, die »jahrhundertealten Alpträume der Habenichtse, die überall nur in der Fremde waren«¹⁶. Eine Kindheitserinnerung: Der mit finsterer Miene am Radio drehende Großvater wirkte auf den kleinen Peter wie ein auf einem einsamen Außenposten vergessener Mensch, der wieder einmal ohne Hoffnung das Signal zur Rückkehr sucht.¹⁷ Rückkehr wohin?

Immer wieder machen sich die Protagonisten von Handkes Romanen und Erzählungen über das Grenzgebirge der Karawanken auf den Weg nach Jugoslawien und auf die Suche nach ihren slawischen Wurzeln. Sie brechen aus seiner Heimatregion am Ostrand der Kärntner Jaunfeldebene auf, mal aus Rinkolach (*Mein Jahr in der Niemandsbucht*, 1994)¹⁸, mal aus Rinkenbergl (*Die Wiederholung*) – beides kaum zehn Kilometer von Handkes Geburtsort Griffen entfernte Städtchen. In diesem Bermudadreieck der Bedeutungslosigkeit muß das Kind anfangen, sich selbst Geschichten zu erzählen, um nicht verrückt zu werden vor Langeweile.

Wenigstens einer in Handkes langer Ahnenreihe von bedeutungslosen Niemanden hatte Glück im Unglück: Sein 1886 in Altenmarkt Nr. 25 geborener Großvater Gregor Siutz bewirtschaftet als Kleinbauer eine sogenannte Keusche, ein kleines Gehöft, und arbeitet nebenbei als Zimmermann.

Für den jungen Handke ist der Großvater die wichtigste Bezugsperson neben der Mutter – trotz seiner Strenge und seines Jähzorns. Denn mit den Vätern sonst ist es nicht weit her. Die Identifikationsfiguren im Handkeschen Werk stammen allesamt aus der Mutterlinie und werden vom Großvater angeführt.

Gregor Siutz hatte bei der Kärntner Volksabstimmung 1920 für den Anschluß des südösterreichischen Gebiets an das neugegründete Jugoslawien gestimmt und wurde dafür von seinen deutschnationalen Dorfnachbarn mit dem Erschlagen bedroht.¹⁹

Handkes Großvater, dessen slowenische Vorfahren noch Siveč hießen, ließ sich weder einschüchtern noch den Stolz auf seine Herkunft nehmen. Erst der Zweite Weltkrieg, der ihm zwei Söhne raubt, scheint den alten Mann gebrochen zu haben. »Der hat dann immer die linke Wochenzeitschrift gelesen. Aber er war halt dann kaputt. Politik. Durch den Tod der Söhne war er erledigt«, erinnert sich Handke.²⁰

Von der Familie und im Dorf wird der Großvater »Ote« gerufen, nach dem slowenischen »oče« für Großvater. Eine alte Ansichtskarte vom Stift Griffen, die Maria Handke Anfang der siebziger Jahre ihrem Sohn im Auftrag seines Großvaters schreibt, zeigt, wie eng die Beziehung zwischen den beiden ist: »Du hast mir im letzten Brief mitgeschrieben, das Hotelzimmer in Freiburg hat gerochen wie die Stifterkirche, ich habe es ihm erzählt. Diese Karte hatte er

schon, als ich noch klein war. Er dankt Dir für die Kartengrüße, seine rechte Hand ist ziemlich steif und zittrig, und er läßt Dich und Deine Libgart herzlich grüßen, Herzlich Mama.«²¹

In einem Brief an die Mutter beschreibt der achtzehnjährige Handke den Großvater:

»Ein Mensch, groß in seiner Einfalt, groß in seiner Stärke, groß in seiner Schwäche, mit den natürlichen, ursprünglichen Regungen eines Bauern, der nichts gelten läßt, es sei denn Frömmigkeit, körperlicher Schmerz und Mühsal, gesehen mit den trüben und doch so großartigen Augen einer einfachen Seele, deren Vorgänge zugleich mannigfaltiger und komplexer sind als die unsrigen, in der alles Zorn ist, was bei uns Wut, Nervosität, Unbehagen, Antipathie usw. ist; in der alles Freude ist, was bei uns Wohlbefinden, Ruhe der Nerven, Belustigtsein oder einfach Nichtvorhandensein von Schmerz – so haben überhaupt alle ursprünglichen Menschen uns voraus, daß ihre Empfindungen, Wahrnehmungen und Gefühle großräumiger und komplexer sind als die unsrigen und deshalb umfassender.«²²

Aus diesen Zeilen spricht vor allem der Wunsch nach Einfachheit und Natürlichkeit, nach Nähe zur Natur, die Handke sich erträumt, von der ihn als Geistesmenschen aber sein Leben lang etwas trennt. Handkes »Lob des Ote« läßt ahnen, wie fremd sich der angehende Dichter in der rauhen Natur gefühlt haben muß, die ihn gleichwohl fasziniert. Ein Foto zeigt Griffener Dorf bewohner bei der Feldarbeit zu Füßen des Schloßbergs.



Die Burg hoch oben ist längst verfallen. Doch die Feldarbeiter, die im Schatten des massigen Felsens den Pflug über die Äcker ziehen, wirken immer noch wie Leibeigene, Gefangene ihres harten Schicksals.

Gregor Siutz war als unehelicher Sohn einer Bauerstochter auf die Welt gekommen, und diesem Umstand verdankte er, daß er selbst es später zu etwas Grund und Boden brachte:

»Seine Mutter wenigstens war die Tochter eines recht wohlhabenden Bauern, bei dem sein Vater, für ihn nicht mehr als ›der Erzeuger‹, als Knecht hauste. Immerhin bekam seine Mutter auf diese Weise die Mittel zum Kauf eines kleinen Anwesens. Nach Generationen von besitzlosen Knechtsgestalten mit lückenhaft ausgefüllten Taufscheinen, in fremden Kammern geboren und gestorben, kaum zu beerben, weil sie mit der einzigen Habe, dem Feiertagsanzug, ins Grab gelegt wurden, wuchs so der Großvater als Erster in einer Umgebung auf, in der er sich

auch wirklich zu Hause fühlen konnte, ohne gegen tägliche Arbeitsleistung nur geduldet zu sein.«²³

Am 27. Januar 1913 heiratet Gregor Siutz die sechszwanzigjährige Ursula Karnaus. In rascher Folge werden fünf Kinder geboren: Gregor (2. November 1913), Ursula (13. Oktober 1915), Georg (3. Mai 1918), Maria (8. Oktober 1920) und Hans (27. Dezember 1922). Während die Söhne und Töchter auf dem vom Großvater gepachteten Land arbeiten, verdingt er selbst sich in der Umgebung als Zimmermann. Gregor Siutz spart, verliert alles Zurückgelegte in der Inflation Anfang der zwanziger Jahre, beginnt wieder zu sparen. In *Wunschloses Unglück* (1972), der Erzählung über Leben und Selbstmord der Mutter, erwähnt Handke die »gespenstische Bedürfnislosigkeit«, die der strenge Patriarch der ganzen Familie auferlegt. Er trinkt und raucht nicht, spielt nur sonntags Karten. An eine Ausbildung der Kinder, gar seiner zwei Töchter Maria und Ursula, ist nicht zu denken, höchstens an eine Ausstattung für Beruf oder Heirat.

Aus diesem armseligen Leben im Dorf scheint kein Ausbrechen denkbar. So tief verinnerlicht ist dieses Gefühl, daß der jüngste Sohn, Hans, es der Familienlegende zufolge nur kurz im Klagenfurter Priesterseminar aushält. Bereits nach wenigen Tagen kehrt er heim und greift sofort – es ist Samstag – zum Besen, um den Hof zu kehren.

Dann beginnt der Krieg. Alle drei Söhne werden zur Wehrmacht eingezogen und an die sich immer weiter ausdehnenden Fronten von Hitlers Großreich geschickt. Daheim in Griffen steht nun im düsteren Herrgottswinkel unter dem Kreuz der geheimnisvoll leuchtende Volksempfänger, dem andächtig gelauscht wird. Maria

schreibt einem der Brüder im Feld: »Ich schaue auf der Landkarte, wo Du jetzt sein könntest.«²⁴

Als erster fällt im Juli 1943 der bereits mehrfach verwundete Gefreite Hans Siutz mit gerade einmal zwanzig Jahren. Er liegt im Norden Rußlands auf dem »Heldenfriedhof Nowo Pawlowka« begraben. Am 2. November findet der Obergefreite Gregor Siutz auf der Krim den Tod. Auch von ihm ist die Grabstätte bekannt: Er ruht auf dem Friedhof von Dshankoi im Grab Nr. 375.²⁵

Der junge Handke wächst in einem Trauerhaus auf. »Die geliebten Toten meiner Mutter, das lag in der Luft.«²⁶ Es ist eine bedrückende Atmosphäre, in welcher »der Verschollene, anders als ein mit Sicherheit Toter, den Angehörigen keine Ruhe ließ, sondern ihnen, ohne daß sie das Kleinste tun konnten, mit jedem Tag neuerlich wegstarb«²⁷. Oft geht das Kind an die alte Truhe des Großvaters, die auf der hölzernen Galerie steht. In ihr hat der Ote nicht nur seinen Bajonett dolch und die Gasmasken aus dem Ersten Weltkrieg verstaut, sondern auch Bücher werden in ihr aufbewahrt:

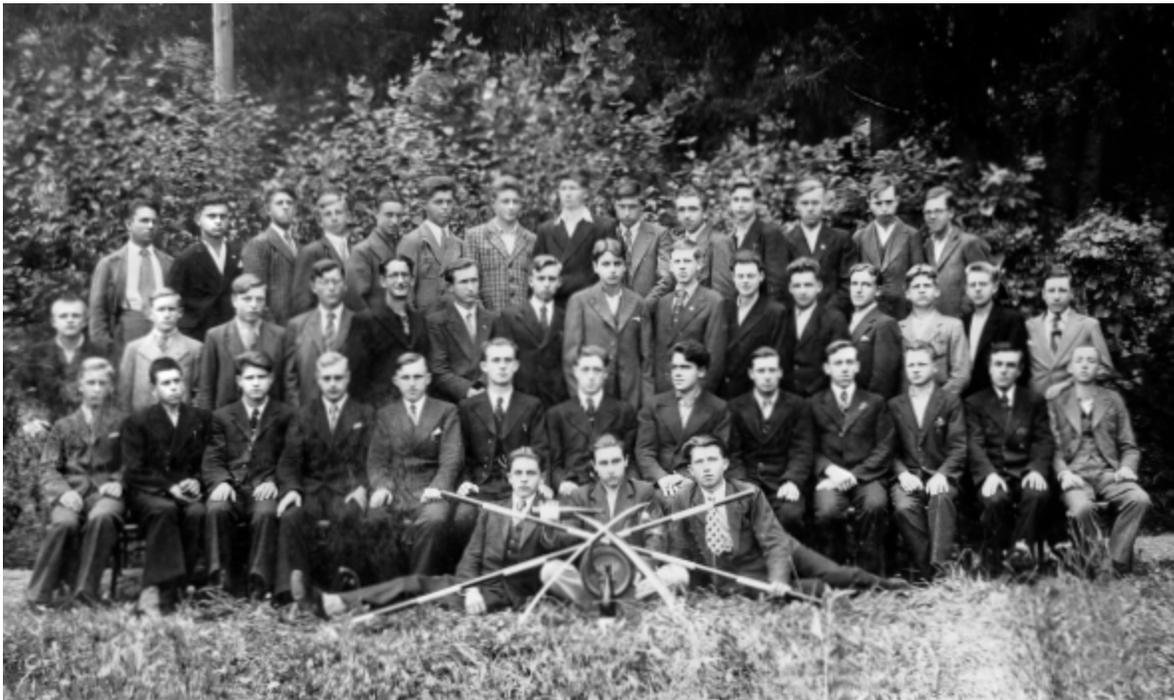
»Es gibt ja so alte Bücher, die noch in den Truhen herumliegen. Ich zumindest kannte das, ich bin so in einem Bauernhaus aufgewachsen. Da war so eine Brüstung im ersten Stock, da gab es eine Truhe. Da habe ich immer gelesen. Da fand ich all die Bücher, und vieles von diesen Büchern ist mir noch ganz verschwommen in Erinnerung. Manches verwechsle ich einfach mit Erlebtem und mit Gelesenem.«²⁸

Am wichtigsten für das Kind ist aber ein Schatz ganz besonderer Art, den es in der Truhe findet: Die Feldpostbriefe der verstorbenen Onkel werden darin wie Reliquien verwahrt. Sie sind die erste Lektüre des Knaben.

Obwohl er ihn nie kennengelernt hat, wird sein Onkel Gregor so zum »schreibenden Vorfahren« des jungen Peter Handke und zum Namensgeber zahlreicher Protagonisten in seinem Werk: Gregor Benedikt in den *Hornissen* (1966), Gregor Keuschnig in der *Stunde der wahren Empfindung* (1975) und *Mein Jahr in der Niemandsbucht* (1994), Gregor Kobal in *Die Wiederholung* (1986), Gregor in *Über die Dörfer* (1981) und in *Der kurze Brief zum langen Abschied* (1971).

Gregor Siutz hatte von 1932 bis 1937 auf der Landwirtschaftsschule in Maribor studiert.

Das handschriftliche Studienbuch seines Onkels über den Obstbau hat einen besonderen Platz in Handkes Schreibstube in seinem heutigen Domizil in Chaville bei Paris: Es hängt im Herrgottswinkel. »Ich schau oft da hinauf.«²⁹



Gregor Siutz (2. Reihe, 6. von rechts) mit anderen Eleven der Landwirtschaftsschule in Maribor

»Viele Bilder, die ich habe, beruhen auf seinen Erzählungen von dieser relativ friedlichen und arbeitsamen Zeit«, bekennt Handke 1996 in einem Interview. »Es war die Zeit, als mein Onkel ein bewußter Slowene geworden ist und als überzeugter Slowene nach Kärnten heimkam. Er wurde dann gegenüber der Familie zum Agitator. Die Schwester meiner Mutter sagte, ihr Bruder habe, indem er als nationaler Slowene zurückkam, den Krieg in die Familie getragen.«³⁰

So wird der Onkel in Handkes literarischem Kosmos zum erträumten heroischen Gegenbild zu den deutschen Vätern. Immer und immer wieder läßt Handke den Verstorbenen, indem er von ihm erzählt, auferstehen. Bereits das Motto seines Erstlingsromans *Die Hornissen* ist eine Totenbeschwörung: »DU WIRST GEHEN /ZURÜCKKEHREN NICHT STERBEN IM KRIEG.« Seinem 2003 erschienenen Epos *Der Bildverlust* stellt Handke dieselbe Zauberformel voran und erklärt sie sogar zum lateinischen Orakelspruch. Denn was der trauernden Familie unmöglich ist, schafft die Literatur: Die Erzählung holt die vermißten Toten heim. »Nicht den Bruder zu finden hatte ich doch im Sinn gehabt, sondern von ihm zu erzählen«, heißt es in *Die Wiederholung*, in der aus dem Wehrmachtssoldaten **Gregor ein fiktiver Widerstandskämpfer geworden ist.³¹**

In *Immer noch Sturm* wird die dem Onkel nachempfundene Figur gar zum persönlichen Heilsbringer stilisiert, der aus Maribor als stolzer Slowene ins Land der Peiniger zurückkehrt und die Familie als Begründer einer Obstplantage aus der Paria-Existenz führt.

Als einziger Sohn von Gregor Siutz senior überlebt Georg den Krieg und bringt es zum Besitzer eines florierenden

Zimmermannbetriebs. Fertighäuser statt Obstgärten, daraus läßt sich natürlich keine literarische Utopie zimmern. Doch was noch schlimmer ist: Obwohl er fast besser Slowenisch spricht als Handkes Mutter, wandelt sich der geschäftstüchtige Onkel Georg nach dem Krieg zum deutschnationalen FPÖ-Gemeinderat. Für Handke, immer seinen slowenischen Wurzeln nachspürend, noch nach Jahrzehnten eine bittere Enttäuschung: »Der einzige, dem sein Leben geglückt ist – als Zimmerermeister –, wurde Gemeinderat der FPÖ.«³²

Nur eines spricht aus Sicht des Neffen für den Onkel Georg: Er ist wenigstens ein echter Siutz und kein Handke. Der Onkel »kann trinken und spielen« und findet so eine Sprache im Gegensatz zum »sprachlosen, allem abgeschworenen Vater«, mit dem schon der Erzähler der *Hornissen* nichts mehr anzufangen weiß.³³

Wer ist dieser Mann, den Handke lange für seinen Vater halten muß?

Nachdem sich Erich Schönemann und Handkes Mutter getrennt hatten, war die schwangere Maria eine Liaison mit einem anderen deutschen Wehrmachtssoldaten eingegangen, den sie im November 1942 heiratete. Der Unteroffizier Bruno Handke aus Berlin, im Zivilberuf Straßenbahnschaffner, hatte schon länger ein Auge auf die fröhliche junge Frau geworfen und, so erzählt es Handke später zumindest in *Wunschloses Unglück*, mit seinen Kameraden gewettet, daß er sie bekommen könne. »Er war ihr zuwider, aber man redete ihr das Pflichtbewußtsein ein (dem Kind einen Vater zu geben): zum ersten Mal ließ sie sich einschüchtern, das Lachen verging ihr ein bißchen.«³⁴

Als Verheiratete hat Maria immerhin Anspruch auf ein Ehestandsdarlehen. Sie glaubt, daß ihr Mann, der bald von Griffen an die Front abrücken muß, ohnehin fallen wird. »Aber dann hatte ich auf einmal doch Angst um ihn.« Bruno Handke wird mehrfach verwundet, wie seinen Militärakten zu entnehmen ist: Infanteriegeschob im linken Oberschenkel (Blanzky, Frankreich), Granatsplitter im rechten Unterschenkel (Byalistok, Rußland) und zuletzt ein Durchschuß im linken Ellenbogen (Sebesh, Rußland).³⁵ Er überlebt. Aber wieviel Leben steckt noch in so einem halb zerschossenen Menschen, wenn er nach mehreren Jahren Frontkrieg im Osten ins Zivildasein zurückkehrt?

1944 übersiedelt Maria mit ihrem Sohn nach Berlin, wo sie bei den Schwiegereltern unterkommt. »Mein Mann war wohl zu feige, um sich bis hierher [nach Griffen] durchzuschlagen, meinen Entschluß kann ich bis heute noch nicht fassen«, schreibt Maria Handke 1961 rückblickend an ihren einstigen Geliebten Erich Schönemann.³⁶ Doch Mutter und Kind bleiben nicht lange in der bereits schwer von Bombenangriffen gezeichneten Stadt und kehren noch im gleichen Jahr nach Griffen zurück.

Obwohl erst ein Jahr alt bekommt der kleine Peter etwas von Berlin und der Stimmung in der bedrohten Reichshauptstadt mit: »Da habe ich schon den Eindruck mitgekriegt von Großstadt – es war schon beängstigend damals, die Endkriegszeit und dann die Nachkriegszeit, das hat ziemlich bestimmend gewirkt auf mich.«³⁷ Er habe diese Kriegsangst, verrät Handke 1982 in einem Interview, noch lange »als Trauma herum geschleppt«³⁸.

Der Bombenkrieg macht auch vor Griffen, dem neuen alten Wohnort, nicht halt.³⁹ So gehören zu Handkes frühen

Kindheitseindrücken »die Sirenen des Ernstfalls, auch schon auf dem Land, das Gerenne der Bevölkerung zu den als Luftschutzbunker vorgesehenen Felsenhöhlen, der erste Bombenrichter im Dorf, später Spielplatz und Abfallgrube«⁴⁰.

Nach dem Krieg werden die Kalkhöhlen im Schloßfelsen von Griffen, deren Eingang gleich hinter der Dorfkirche liegt, wieder zu einem Rückzugsraum für den jungen Peter Handke. Jetzt sind es nicht mehr die Sirenen des Ernstfalls, die das Schulkind dorthin hetzen lassen, sondern ihn locken die buntschillernden Tropfsteine, die die Höhle wie eine Schatzkammer erscheinen lassen, und er erkundet im Licht seiner Taschenlampe ihr noch weitgehend unerschlossenes Inneres.

»Als ich zur Hauptschule ging, stiegen wir noch mit Kerzen in der Höhle herum und stopften uns die Taschen voll mit abgeschlagenen Tropfsteinen. Heute ist alles von elektrischem Licht romantisch beleuchtet, und die Besucher machen romantische Augen und zahlen romantische Eintrittsgelder«, berichtet der Neunzehnjährige seinem leiblichen Vater in einem Brief.⁴¹

In einer Rede auf Anselm Kiefer hat Peter Handke 1999 diese Schatzhöhle seiner Jugend unter Bezug auf das berühmte Höhlengleichnis als »andere Höhle Platons« bezeichnet. Er nimmt in dieser Rede gewissermaßen eine Umkehrung des Gleichnisses vor, denn die Höhle ist für ihn ein fragiler Phantasieraum, dessen Schätze sich kaum bergen lassen:

»Jene Höhlen waren durchwachsen von Tropfsteinen, ewignassen, farbigen bis glasigen, was im Licht der Taschenlampen den Anschein von Schatzkammern gab, je

tiefer im Berginnern die Kammer, je entfernter vom Tageslicht, desto kostbarer die Steinzapfen und -säulen. Heute, zur (kleinen) Fremdenverkehrsattraktion geworden, hat die Grotte den Slogan ›Bunteste Tropfsteinhöhle Österreichs‹ – ›bunt‹ ist aber am ehesten noch die Zerstörung, welche wir Kinder ihr seinerzeit zugefügt haben: ganze Steinwälder schlugen wir ab und schleppten die besonders glänzenden Bruchstücke hinaus ins Freie, trugen sie, jeder für sich, heim, versteckten sie als einen Schatz; wir entwendeten der Höhle die Farben – übrig blieb an den Ruinen nur dies und jenes Bunte (und es ist ein Unterschied zwischen Farbigkeit und bloßer formenloser Buntheit). Was aber dann mit den Bruchsteinen, -zapfen, -säulen draußen, im Freien, an der Luft, im Tageslicht alsbald geschah: die Tropfsteine, Stalaktiten wie Stalagmiten, hörten zu tropfen auf, trockneten, und auch die scheinbar glasig schimmernden wurden stumpf, die Farben blichen aus – ödere, grauere und zeichenlosere Steine waren uns nie, in keiner Schottergrube, auf keinem Feldweg je unter die Augen gekommen.«⁴²

Mit seinen Erinnerungen an lang zurückliegende Kindheitserlebnisse verleiht Handke gleichzeitig seiner Skepsis gegenüber dem eigenen Schreiben Ausdruck, die er auch als reifer Autor noch empfindet: Das Dichten ist ein »Steigen ins Bergwerk der Bilder und Sätze«⁴³ – aber kann der Erzähler die unterirdischen Schätze bergen und nach draußen tragen? Oder werden sie farblos und stumpf wie die bunten Steine, die er einst aus der Tropfsteinhöhle seines Heimatdorfs ans nüchterne Tageslicht holte? Ja, er kann. Wer sonst, wenn nicht er? Der ehrgeizige Wunsch, Schriftsteller zu werden, der Drang zum Schreiben, zur

Bergung der »bunten Steine«, war schon damals groß. Nicht umsonst wird Adalbert Stifter – neben Grillparzer – zum lebenslangen literarischen Vorbild.

Doch eines wird Handke nie vergessen: Auch die Tropfsteinhöhle war einmal ein Bunker. Keine bunte Schatzkammer, in der nicht auch das Feldgrau der Geschichte seinen fahlen Schein verbreitet. Krieg und Nationalsozialismus spielen in Handkes Dichten immer eine besondere Rolle.

Während des Zweiten Weltkriegs ist Kärnten die einzige Region des Deutschen Reichs, in der es zu nennenswerten Widerstandsaktionen gegen den Nationalsozialismus kommt. Vor allem Mitglieder der slowenischen Minderheit zählen zu den rund fünfhundert Partisanen, die sich in den Tälern des Karawanken-Gebirges südlich von Klagenfurt immer wieder Scharmützel mit Wehrmachtssoldaten liefern. Mit besonderer Brutalität verfolgen daher die Nationalsozialisten die slowenische Minderheit in Südkärnten. Doch der Widerstand der Kärntner Slowenen wird von der übrigen Bevölkerung nicht gewürdigt: Für die Angehörigen der deutsch-österreichischen Mehrheit Kärntens sind sie »Vaterlandsverräter«, weil sie auf der Seite Jugoslawiens stehen.

Der Kampf der Jugoslawen (mit Ausnahme der mit Deutschland verbündeten kroatischen Ustascha-Faschisten) gegen Großdeutschland wird später eine Art Gründungsmythos für Handkes Seelenheimat abgeben: »Und wenn es in diesem Jahrhundert in Europa für mich Helden gegeben hat, dann waren das die jugoslawischen Partisanen.«⁴⁴ Die Slowenen, das Volk seiner Mutter, hätten durch den Widerstand gegen Hitler die Ehre Kärntens